

Simon Bartsch wurde 1978 im Schatten der Domstadt geboren und ist ausgestattet mit der Liebe zu zwei großen Kölner Sportvereinen und dem obligatorischen rheinischen Humor. Schon während des Studiums an der Deutschen Sporthochschule Köln arbeitete Bartsch als freier Journalist. Mittlerweile ist er Redakteur beim General-Anzeiger Bonn.

**SIMON BARTSCH**

# **SCHW ARZE ANGST**

**K R I M I N A L R O M A N**

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Ben ...  
... und seine Schutzengel

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: shutterstock.com/Eky Studio  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Lothar Strüh  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2016  
ISBN 978-3-95451-984-2  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
Leselupe-Literaturagentur, Wachtendonk.

## PROLOG

*Eine Scheune – Strohballen. Draußen prasselt der Regen unaufhörlich auf die Wiesen und Felder. Kleine Seen entstehen in den tiefen Spuren der Traktoren. Es riecht nach Sommer. Eine einsame Glühbirne baumelt von der Decke und spendet warmes Licht. Ein Junge blättert in einer Zeitschrift. Sein Gesicht ist rot gefärbt. Man braucht nicht Einstein zu sein, um zu wissen, was er sich ansieht. Eigentlich sollte er gar nicht hier sein. Eigentlich sollte er mit anderen Kindern spielen. Und eigentlich sollte er sein Leben genießen.*

*Das Eisen ist kalt, und kleine blaue Partikel fressen sich brennend in die Hand. Das ist der Preis. Eine Unaufmerksamkeit, ein Knistern. Der Junge schreckt hoch. Er blinzelt und hält die Hand vor die Augen. Er kann mich nicht sehen. Er wartet einen Moment und konzentriert sich dann wieder auf die nackten Brüste. Dann auf einmal registriert er die Bewegung und fährt erschrocken herum. Zu spät. Das Eisen hinterlässt ein tiefes, ungemein hässliches Loch. Noch eins und noch eins. Wüt, Zorn. Der kleine Körper liegt reglos auf dem Boden. Nur wenn das Eisen ihn trifft, fährt er zusammen. Es dauert vielleicht zwei Minuten. Hundertzwanzig Sekunden, die sich wie eine Ewigkeit anfühlen. Doch es ist die erhoffte Erlösung.*

*Mike*

Mit einem flauen Gefühl im Magen wache ich auf. Das Betttuch ist von der schwülen Sommerluft ein wenig klamm. Viel mehr beschäftigt mich aber der Druck in meinem Bauch, der mit meinem ersten Liebeskummer vergleichbar ist. Ich kenne dieses Unwohlsein nur zu gut. Es ist eine Art Alarmsignal. Eine innere Stimme, die mir eine Hiobsbotschaft prophezeit. Konkrete Anhaltspunkte liefert mir das Gefühl in der Regel leider nicht.

»Mike?«, fragt mich Julia besorgt. Sie steht in einem Hauch von Negligé vor dem Bett und schaut mich mit ihren großen, schönen Augen an. Natürlich kennt sie die Anzeichen meiner Vorahnungen, und dass sie mich mit meinem Kosenamen anspricht, unterstreicht ihre Sorge. Sie nennt mich eher selten Mike. Behutsam setzt sie sich auf die Bettkante und streicht mir über die Haare. »Ist es wegen Tina?«, erkundigt sie sich nach meiner kleinen Schwester. Für Mitte dreißig bin ich schon sehr zerstreut, vergesse andauernd Termine, Namen und Telefonnummern. In der Regel schiebe ich es auf den Stress, den mein Job mit sich bringt, in der Vorahnung, dass das nicht der wahre Grund sein kann. Manche Daten vergisst man einfach nicht. So auch den 20. August. Dennoch hat sie mich auf dem falschen Fuß erwischt. Obwohl sich Tinas Tod zum vierzehnten Mal jährt, hat dieses unbehagliche Gefühl bestimmt nichts mit meiner Schwester zu tun. Überhaupt bin ich mir nicht sicher, ob man das Thema immer wieder hochkochen lassen muss. Passiert ist passiert. Und das Leben geht weiter.

Um sie nicht weiter zu beunruhigen, nicke ich vorsichtig, schäme mich aber augenblicklich, sie angelogen zu haben. Natürlich schmerzen die Erinnerungen an meine kleine Schwester nach wie vor, und das bevorstehende Familientreffen löst Beklommenheit in mir aus. Doch ihr Tod vor so langer Zeit ist sicherlich nicht der Grund für meine momentane Übelkeit. Da steckt mehr dahinter. Viel mehr.

Julia küsst mich auf die Stirn, streicht mir erneut durchs Haar

und verlässt das Schlafzimmer. Natürlich glaubt sie mir kein Wort. Aber sie ist schlau genug, nicht weiter zu fragen. Wir haben irgendwann das Agreement getroffen, meinen Job mit all seinen Schattenseiten aus dem Schlafzimmer zu verbannen. Mit gleich zwei Kriminalhauptkommissaren in ihrem engsten Familienkreis ist sie ohnehin schon gestraft genug. Ich bleibe noch einen Moment liegen, ergebe mich dann aber meinem alltäglichen Schicksal und stehe müde auf. Mühsam strecke ich meine Muskeln. In der Küche streiten sich Louisa und Elsa, wer den Tisch decken darf. Ich wünsche mir, sie werden die gleichen Diskussionen auch noch mit sechzehn führen. Als ich eine halbe Stunde später das Esszimmer betrete, hat sich der Streit der Zwillinge gelegt. Dafür beschäftigen sie sich nun mit einem Kinderspiel, das mir endgültig den Rest zu geben droht. Sind sie nicht zu alt für »Backe, backe Kuchen«?

Das schlechte Gefühl in der Magengegend ist längst Richtung Brust gewandert und sorgt dort für eine unangenehme Enge. Eigentlich bin ich doch noch viel zu jung für eine kardiale Herz-erkrankung. Julia stellt mir eine Tasse Kaffee auf den Tisch und legt mir den Wirtschaftsteil der Zeitung zurecht. Es ist ihre Art, mich in meiner Unruhe zu unterstützen. Auch wenn es lieb gemeint ist, ihre Fürsorge kann ganz schön nerven, und ich bin heilfroh, als ich zwanzig Minuten später in meinem eigenen Kosmos Auto sitze. Den Weg zur Dienststelle hätte ich sicherlich auch mit dem Fahrrad bewältigen können. Doch das Innere meines Wagens, mit dem Geruch von frischem Leder und Wolfgang Niedecken in Privataudienz, verleiht mir allmorgendlich die nötige Entspannung, die ich zur Stressbewältigung benötige. Gedankenversunken blicke ich auf den Kölner Dom, für viele das Wahrzeichen der Stadt, für mich ein wiederkehrendes Gefühl von Heimat. Ein wenig verträumt, merke ich nicht, dass mich ein Rotzlöffel beim Mitsingen von »All die Augenblicke« erwischt. Als ich seine Fratze sehe, halte ich sofort die Klappe. Ich parke das Auto wie gewohnt in der Tiefgarage und nehme den Aufzug.

Tommy lächelt, als ich das Kölner Morddezernat betrete. Er hat dieselben braunen, fast schon schwarzen Augen wie seine Schwester. Doch anders als bei Julia haben seine auf mich keine

magische Wirkung. Ich winke etwas unbeholfen, gehe durch die Glastür und setze mich auf meinen Stuhl. Er nickt nur freundlich und widmet sich wieder dem Sportteil der Tageszeitung. Seltsam erleichtert muss ich feststellen, dass mich mein Bauchgefühl nach all den Jahren offensichtlich erstmals im Stich gelassen hat. Dennoch bin ich noch immer beunruhigt, als Tommy wenige Minuten später mein Büro betritt.

»Alles gut, Mike?«, fragt er mich. Wir haben schon längst die magische Altersgrenze von dreißig Jahren überschritten und sprechen uns noch immer mit den Kosenamen an, die wir uns vor einem Vierteljahrhundert angewöhnt haben.

»Alles gut«, gebe ich knapp zurück, weiß aber, dass auch er mein unbehagliches Gefühl längst ausgemacht hat. Wieso hätte er sonst fragen sollen? Er nickt verständnisvoll und wischt sich eine lange blonde Locke aus dem Gesicht. Ich kenne Tommy nur mit langen Haaren. Schon als Sechsjähriger hat er sie so getragen, und ich glaube, schon damals war er sich seines guten Aussehens durchaus bewusst. Er war immer groß und verbrachte den Großteil seiner Freizeit in Fitnessstudios, Kampfsporthallen oder Schwimmbädern. Dazu legt er viel Wert auf ordentliche Kleidung und ein gepflegtes Auftreten.

Ich glaube, auch deswegen wurde er mir bei der Besetzung des Abteilungsleiters vorgezogen. Er ist das Aushängeschild, der Vorzeigekommissar des Präsidiums und mit seinem Aussehen geradezu prädestiniert für die Außendarstellung. Ich beneide ihn nicht darum. Publicity ist nichts für mich. Ich wollte zur Polizei, weil ich schon als Kind ein unglaubliches Maß an Gerechtigkeitsinn entwickelt hatte. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Dabei verfolge ich alles andere als religiöse Gedanken. Mein Glaube an Gott ist gemeinsam mit meiner Schwester gestorben. Der Glaube an die Gerechtigkeit ist jedoch geblieben.

Tommys Beweggründe kann ich heute nicht mehr rekonstruieren. Früher dachte ich, er ist wegen unserer engen Freundschaft mit auf die Polizeiakademie gekommen. Inzwischen bin ich überzeugt, es ging ihm von Anfang an darum, im Mittelpunkt zu stehen. Als toller Kerl wurde er von der weiblichen Welt schon immer wahrgenommen. Mag sein, dass er gar keine andere Wahl

hatte, als immer weiter ein toller Hecht zu sein. Um Gerechtigkeit wie mir ging es ihm jedenfalls nicht. Und er war auch kein Rächer der Enterbten. Denn ganz anders als der Strumpfhosenheld unserer Jugend kostet Tommy seinen Ruhm voll und ganz aus.

Mir gegenüber verhält er sich jedoch immer absolut loyal. Wir sind ein eingespieltes, gleichberechtigtes Duo, das frühzeitig große Ermittlungserfolge gefeiert und sich so zu einem Schub auf der Karriereleiter verholpen hat. Wir wissen beide um die Stärken des anderen. Er bringt mit seinem Charme etliche Verdächtige zum Reden und hat einen guten Draht zu den Angehörigen und Opfern, ich finde dagegen oft das fehlende Puzzleteilchen, wenn die Ermittlungen ins Stocken geraten. Ich weiß, dass er meine Intelligenz seit jeher bewundert.

»Wenn du reden willst, ich sitze auf der anderen Seite der gläsernen Mauer«, sagt er und blinzelt mir freundlich zu. Ich muss lächeln. Er ist schon ein wenig selbstverliebt. Aber selbst diese Charakterschwäche habe ich mittlerweile lieben gelernt.

Als auch bei der morgendlichen Teambesprechung kein neuer Fall angesprochen wird, wähne ich mich bereits auf der sicheren Seite und verspüre ein gewisses Hochgefühl. Ich ahne nicht, wie sehr ich mich täusche. Zwar hat mein Magen mir etwas vorgegaukelt, doch ich bin erleichtert, mich erst einmal mit dem Totschlag an einem Obdachlosen in der Kölner Innenstadt beschäftigen zu dürfen. Der Fall ist eigentlich klar. Ein Penner hat sich mit einem Saukumpan in den frühen Morgenstunden um eine halbe Flasche Wodka gestritten. Irgendwann hat sich der Fünfzigjährige dazu entschlossen, dass niemand das Getränk haben darf, und dem Wegbegleiter die Flasche über den Kopf gezogen. Dieser starb eine gute Stunde später an Gehirnblutungen, mitten auf der Domplatte. Ein Müllmann hat die Leiche entdeckt. Als die Kollegen eintrafen, saß unser Verdächtiger seelenruhig daneben und gönnte sich den Rest einer Dose Bier, die er in einem Nachtkiosk erstanden oder im Mülleimer gefunden hatte. Ich muss nur noch mit der Staatsanwaltschaft kleinere Details absprechen. Ich habe die Telefonnummer noch nicht gewählt, als mich Tommy auf den Boden der Tatsachen zurückholt. Sein Gesichtsausdruck spricht Bände.

»Ein Junge wird vermisst«, sagt er mit leiser Stimme, und mich überkommt augenblicklich wieder das beklemmende Gefühl vom Morgen. Mit vermissten Kindern haben wir es eher selten zu tun, und in unser Heimatdorf wurden wir überhaupt noch nie als Ermittler gerufen. Entsprechend löst die Meldung unwillkürlich Panik aus. Jedenfalls bei mir. Als Tommy die nächsten Worte ausspricht, stolpert mein Herz, und Schweiß bildet sich auf meiner Stirn.

»Zu Hause.«

Ich werde das schockierte Gesicht meines Schwagers nie vergessen. Mit *zu Hause* meint Tommy weder mein kleines Häuschen noch seine Eigentumswohnung. *Zu Hause* bedeutete unsere Kindheit, den Großteil unseres Lebens, Zufluchtsort und Heimat zugleich.

Götzenkirchen, ein kleines Dorf, das zu der Kerpener Gemeinde Horrem gehört und in dem wir groß geworden sind, unsere erste Liebe gefunden, ja erlebt haben und in dem wir trotz aller Schwierigkeiten und Schandtaten zu seriösen Erwachsenen herangewachsen sind. Der erste Joint, der erste Kater, der erste Sex. Was uns beide so schockiert, ist nicht in erster Linie der Fall des vermissten Jungen in unserem Heimatort, sondern die bittere Erinnerung, die er auslöst.

Tommy und ich haben im Alter von sechzehn Jahren jede freie Minute miteinander verbracht. Wir waren unzertrennlich. Kennen gelernt haben wir uns im Kindergarten – die genauen Umstände weiß ich nicht mehr –, es folgte die gemeinsame Zeit in der Grundschule, auf dem Gymnasium und später schließlich auch auf der Polizeischule. Tommy hat mich in all den Jahren öfter und länger gesehen als meine eigene Familie.

In unserer Jugend verbrachten wir die Nachmittage bei Regen mit einer neu gegründeten Rockband, die uns eigentlich nur als Alibi diente, bereits am helllichten Tage harten Alkohol zu uns zu nehmen. Bei Sonnenschein waren wir auch manchmal an der frischen Luft, kickten mit einem abgewetzten Lederball auf öffentlichen Wiesen, rauchten unsere Joints auf Feldern Richtung Türnich, die nach frisch gemähtem Heu rochen, oder nahmen ein kühles Bad in der Erft. Es war eine perfekte Zeit. Frei von

Kummer und Sorgen. Bis ein lauer Sommerabend unsere heile Welt ins Wanken brachte.

\*\*\*

Ich stellte mein Fahrrad an das Vorgartenmäuerchen und schloss es mit dem alten Vorhängeschloss ab. Tommys Mutter stand am Küchenfenster und winkte mir in ihrer liebevollen Art freundlich zu. Die Ullrichs behandelten mich wie ihren eigenen Sohn, und ich fühlte mich als voll integriertes Mitglied der Familie.

Und im Gegensatz zu meinen spießigen Eltern waren Tommys Eltern offen für Feste und alkoholische Getränke, zumindest so leichte wie Bier und Wein. Dementsprechend freute ich mich auf den Abend bei Gegrilltem und kalten Getränken. Zumal an diesem Abend ein EM-Spiel der deutschen Fußballnationalmannschaft auf dem Programm stand. Papa Ullrich hatte den Garten in ein zweites Wohnzimmer verwandelt. Große Fernseher auf der Terrasse, dazu Bier und Bratwurst. Doch noch bevor Thomas Häbler zum Anstoß gegen den Ball trat, war die Party quasi vorüber. Alle waren wie erstarrt, während wir in den überregionalen Nachrichten plötzlich Bilder aus der uns so vertrauten Gegend sahen. Ein Ort, an dem wir noch am Nachmittag gespielt hatten, sollte ein möglicher Tatort sein.

Der zwölfjährige Matthias Weber war spurlos verschwunden und nun als vermisst gemeldet worden. Umgehend lief mir Angstschweiß über den Rücken, und ein seltsames Gefühl breitete sich in meinem Magen aus. Die Bilder zeigten weidende Kühe, den alten Schuppen von Bauer Reinhardts, den Bahnhof Horrem und die Flutlichtmasten des kleinen Stadions. Wir schauten uns mit großen Augen an. Das Entsetzen in Renate Ullrichs Blick war unerträglich und machte mir Angst. In einem Dorf kennt jeder jeden – ein Grund, warum auch uns der kleine Mattes nicht unbekannt war. Ich hatte ihn oft an unserem Sportplatz gesehen und immer den Eindruck gehabt, dass er nicht gerade der Hellste war. Er prügelte sich oft, und soviel ich wusste, hatte er es fertiggebracht, bereits die sechste Klasse wiederholen zu müssen. Bestimmt gingen alle davon aus, dass er

eines Tages sowieso den Hof seines Vaters übernehmen würde. Doch dazu kam es nie.

Das Verschwinden des Kindes löste bei sämtlichen Eltern der Gegend natürlich große Sorgen aus. Wir Jugendlichen überspielten unsere Angst mit coolem Getue. In unserer Schule in Kerpen brodelte die Gerüchteküche. Natürlich beteiligten auch Tommy und ich uns an dem Weibergewäsch. Mein bester Freund redete von einem Kinderpornoring, und ich erzählte in den Pausen von der Geschichte des Schlächters von Kerpen. Es gab weder einen Schlächter noch einen Pornoring. Aber es gab einen Mord.

Sieben Tage lang suchten mehrere Hundertschaften Wald und Wiesen der Umgebung ab. Taucher drehten jeden Stein in der Erft um, und selbst Hubschrauber mit Wärmekameras waren im Einsatz. Es war eine der größten Suchaktionen, die unser Bundesland bis dahin gesehen hatte. Sie verlief ergebnislos. Selbst der bundesweit ausgestrahlte herzerreißende Appell der Eltern Weber brachte keine Resultate. Mattes blieb verschwunden. Jeden Abend hielt Pastor Busselt eine Andacht für den verschwundenen Jungen, die von Tag zu Tag besser besucht wurde. Aus den benachbarten Gemeinden kamen besorgte Familien und beteten für den Zwölfjährigen. Am siebten Tag nach seinem Verschwinden wurde Matthias endlich gefunden. Tot.

Über die Ursache seines Ablebens gab es die wildesten Gerüchte. Er sei sexuell missbraucht und dann gehäutet worden. Er wäre mit einer Schrotflinte aus nächster Nähe erschossen worden. Selbst über einen möglichen Suizid wurde spekuliert, zumal sein Vater im ganzen Dorf als Choleriker bekannt war. Ich interessierte mich mehr für den Fall als alle anderen und entwickelte einen seltsamen »Ehrgeiz«. Ich schnitt jeden relevanten Zeitungsartikel aus, sah mir die lokalen Nachrichten im Dritten an und hielt mich natürlich auch in der Schule oder im Ort auf dem Laufenden. Auch Tommy und unsere gemeinsamen Freunde kannten nur noch dieses Thema.

Aus ermittlungstechnischen Gründen wurde in der Öffentlichkeit nicht viel preisgegeben. Also legten sich alle ihre eigenen Theorien zurecht. Ziemlich schnell wurde ein erster Verdächtiger ausgemacht. Wie in jedem Ort gab es auch in Horrem eine

Familie, die angeblich für jedes Übel verantwortlich war. Ob die geklaute Schulmilch, das tote Schaf der Familie Engels oder ein Graffiti an der alten St.-Clemens-Kirche, als Täter wurden immer die Pipkes genannt. Natürlich tat die Familie auch viel, um ihrem Namen alle Ehre zu machen. Doch zumindest bei der Schulmilch kann ich die Jungs komplett freisprechen, denn die haben Tommy und ich eines Nachts mitgehen lassen, getrieben von dem irrsinnigen Plan, sie etwas teurer an eine andere Schule zu verticken. Natürlich hätte uns klar sein müssen, dass alle Schulen ihre eigenen Milchtüten beziehen. Unser Versuch, ein Milchimperium aufzubauen, schlug also fehl. Immerhin haben wir es geschafft, die zweihundertfünfzig Milchtüten unauffällig verschwinden zu lassen, was alles andere als einfach war.

Die Pipkes bekamen die Anfeindungen natürlich mit, und auch die Presse hatte von den Auffälligkeiten der Familie Wind bekommen. Es folgten einige Homestorys und reißerische Überschriften, die kein gutes Haar an der Bagage ließen. Und Hauptverdächtiger war Willy Pipke, der Vater der Sippe.

Das alles konnte jedoch nicht verhindern, dass der ungeklärte Mord im Dorf Ängste auslöste. Die Kinder wurden von den Eltern auf ihrem Schulweg begleitet, das Jugendtraining des Fußballvereins fand nur noch unter zusätzlicher Betreuung statt, es wurde vornehmlich in den Häusern gespielt, und überall stand plötzlich ein Polizist oder ein Streifenwagen herum. Auch ich wurde von meinen Eltern gebeten, besonders auf mich aufzupassen und nicht länger als nötig draußen zu bleiben, gerade nach der Erkrankung meiner Schwester. Mit unseren sechzehn Jahren hatten wir das Gefühl, dass uns die Welt gehörte. Wir hatten keine Angst. Behaupteten wir jedenfalls. Natürlich habe ich mir trotzdem fast in die Hose gemacht, als mich unser Freund, der Meyers-Pitt, zu einer Mutprobe überredete und mich nachts in dem Wald an der Burg Hemmersbach erwartete. Dunkelheit und alte Bäume waren einfach nicht mein Ding. Kneifen kam trotzdem nicht in Frage, die Blöße wollte ich mir nicht geben.

Willy Pipke wurde schließlich tatsächlich der Presse als Täter präsentiert. Jetzt gerieten auch Einzelheiten an die Öffentlichkeit. Laut den Polizeiangaben in den Medien hatte Pipke Mattes auf-

gelauert und ihn entführt. Als ihm der Kleine zu lästig geworden sei, habe er ihn mit einer Eisenstange, vermutlich einem Brecheisen, erschlagen. Mattes Weber sei innerhalb weniger Minuten tot gewesen. Das gesamte Land reagierte auf die Nachricht mit Erleichterung. Nur die Webers fanden keine Ruhe. Auf dem Schulhof erzählten einige, dass sie aus sicherer Quelle wüssten, Pipke habe es gar nicht getan und der eigentliche Mörder laufe noch frei herum. Tatsächlich erinnere ich mich an Zweifel, die kurz nach der Verhaftung aufkamen.

Doch die Kriminalpolizei hatte nach eigener Einschätzung ihre Hausaufgaben gemacht. Pipke gestand und bekam eine lebenslängliche Haftstrafe aufgebrummt, doch die Leute im Dorf trauten dem Braten noch nicht ganz. Und es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis die Kinder wieder sorgenfrei über die Wiesen tollten. Die Zeit gab den Beamten offenbar recht. Zunächst hatten wir geglaubt, der Mord würde immer in unseren Köpfen bleiben. Doch sogar bei mir verblassten die Bilder zunehmend, und mein gesteigertes Interesse verkehrte sich gar ins Gegenteil. Fast, als wäre nie etwas geschehen.

\*\*\*

Bis zu diesem Moment. Ich nehme Tommys nachdenkliche Miene wahr, und mir ist sofort bewusst, dass er dieselben Bilder vor Augen hat. Der Mord an Mattes Weber hat uns nach Jahren eingeholt.

»In Götzenkirchen?«, frage ich geistesabwesend, obwohl ich die Antwort kenne. Tommy nickt nur. Der Schock hat ihn altern lassen. Zumindest kommt es mir so vor. Tiefe Falten ziehen in sein Gesicht. »Mein Gott, wie lange ist das her?« Ich versuche, eine Jahreszahl ausfindig zu machen.

»Sechzehn Jahre«, kommt Tommy mir zuvor. Er blickt mir nachdenklich in die Augen, und ich kann seinem Gedankengang genau folgen: Das kann eigentlich kein Zufall sein.

Mit verkrampftem Magen starre ich auf die bisherigen Unterlagen. Streng genommen hätte mich mein schlechtes Gefühl früher ereilen müssen. Timo Johnen ist am Abend zuvor verschwunden.

Er ist nach dem Fußballtraining nicht zum Abendessen im Elternhaus erschienen. Das kam bei dem Zwölfjährigen öfter vor. Und somit haben sich seine Eltern zu diesem Zeitpunkt noch keine ernsthaften Sorgen gemacht. Das änderte sich zu späterer Stunde jedoch schlagartig. Timo war weder über sein Handy noch bei seinen Freunden erreichbar. Timos Vater telefonierte sämtliche Mannschaftskollegen, Klassenkameraden und befreundete Familien ab. Mit mäßigem Erfolg. Immerhin wusste ein Freund, dass Timo nach dem Training mit dem Fahrrad alleine aufgebrochen ist. Das musste so gegen neunzehn Uhr gewesen sein. Angekommen ist er nicht. In seiner Panik ist der Vater gleich mehrfach die Strecke zwischen Sportplatz und Eigenheim abgefahren. Erst mit dem Auto, schließlich mit dem Fahrrad und einer großen Taschenlampe. Spontan erklärten sich einige weitere Eltern bereit, ihn bei der Suche zu unterstützen. Timos Mutter hatte in der Zwischenzeit die Großeltern gefragt, ob der Junge dort sei. Sie muss unglaublich verzweifelt gewesen sein, wohnten ihre Eltern doch mehrere hundert Kilometer entfernt. Doch wer kann in einer solchen Situation rational denken?

Laut Tommy ging der Anruf um kurz nach Mitternacht bei einer Polizeidienststelle in Köln ein. Der völlig aufgebrachte Helmut Johnen habe angerufen und seinen Sohn als vermisst gemeldet. Einige Kollegen hatten sich umgehend auf den Weg gemacht, um die Familie zu befragen und zu beruhigen, weitere suchten zu diesem Zeitpunkt bereits nach dem Kind. Timo wurde von seinen Eltern als liebevoller, aufgeweckter Junge beschrieben. Eigenschaften, die vermutlich weit über neunzig Prozent aller Eltern in ihren Söhnen wiedererkennen würden. Die Suche in der Nacht verlief ergebnislos. Und so wurde sie abgebrochen und an diesem Morgen fortgesetzt.

Ganz Horrem scheint auf den Beinen zu sein. Jeder erinnert sich plötzlich wieder an die Tat von damals. Eine einmalige Solidaritätswelle schwappt schon jetzt der Familie Johnen entgegen. Private Suchtrupps sind bereits organisiert, eine Abendandacht in der St.-Clemens-Kirche ist in Planung, und der Familie wird Trost und Hoffnung gespendet. Selbst der Bürgermeister der Stadt Kerpen hat sich am Morgen bei den Johnens blicken lassen. Der



ganze Zwölftausend-Seelen-Ort will den Jungen finden. Vermutlich auch, um nicht wieder in die Schlagzeilen zu geraten.

Auch ich will Timo natürlich wohlbehalten auffinden. Denn ich habe ein unheimlich schlechtes Gefühl dabei, mich erneut mit dem alten Fall auseinandersetzen zu müssen. Auch wenn es keine konkreten Anhaltspunkte gibt, muss man so langsam von dem Schlimmsten ausgehen. Und so bleibt der zuständigen Organisationseinheit, der VUT, nichts anderes übrig, als die Suchmaßnahmen noch einmal zu steigern. Und genau in diesem Augenblick kommen wir ins Spiel.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Tommy den Fall jederzeit ablehnen kann. Schließlich sind wir Teil der Geschichte des Dorfes. Aber in seinen Augen ist das vermutlich der größte Vorteil, den wir im Moment dem Täter gegenüber haben. Wir kennen den Fall, wir wissen ob unserer Jugend um viele verborgene Geheimnisse des Dorfes. Und das werden unsere Vorgesetzten vermutlich auch wissen.

Tommy bildet ein zehnköpfiges Team. Die meisten der Kollegen habe ich noch nie zuvor gesehen. Verschiedene Menschen aus unterschiedlichen Kommissariaten, die für die kommenden Stunden, vermutlich Tage oder Wochen zusammenarbeiten müssen. Jennifer Michels gehört auch sonst zu unserem Team, und ich glaube, Tommy hat sich besonders dafür eingesetzt, dass sie uns unterstützt. Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, aber ich denke, die beiden haben aktuell etwas am Laufen. Tommy hat schon vor Jahren aufgehört, von seinen Liebschaften zu erzählen. Noch zu unserer Abi-Zeit hätte er nicht eine Einzelheit weglassen. Nun verschont er mich. Das liegt allerdings nicht an der Masse. Ich glaube, es liegt einzig an Julia. Er fürchtet, ich könnte ihr irgendwas erzählen. Eigentlich müsste er mich besser kennen. Ich kann Geheimnisse sehr gut für mich behalten.

Jennifers Körpergröße grenzt an Kleinwüchsigkeit. Sie ist höchstens einen Meter fünfzig groß. Jenny ist eine gute Ermittlerin, keine Frage, trotzdem hege ich unterbewusst Vorurteile gegen sie. Ich glaube, es ist ihre aufmüpfige Art, die mich nervt. Vielleicht habe ich aber auch Sorge, sie könnte eine bessere Ermittlerin sein als ich. Sie muss grundsätzlich das letzte Wort

haben und spielt sich gerne als Boss auf. Tommy unterbindet ihr Gehabe in der Regel nicht. Das ärgert mich. Bei ihrem Aussehen ist das aber kein Wunder. Bis auf ihre Größe ist sie die absolute Traumfrau. Sie hat lange blonde Haare. Ihr Lächeln ist ansteckend. Und mit dem treuen Hundeblick ihrer strahlend blauen Augen wickelt sie jeden Mann um den Finger. Umso erstaunter bin ich, als Tommy mich bei den Untersuchungen am Tatort Jenny vorzieht. Und so machen wir uns am frühen Abend gemeinsam auf die unvorhersehbare Reise in unsere verblasste Vergangenheit.

Mich überkommt wieder ein schlechtes Gefühl, als wir in den Dienstwagen steigen. Ich bin mir nicht sicher, ob unser Einsatz berechtigt ist. Mein Kopf gaukelt mir vor, dass Timo früher oder später fröhlich ins Wohnzimmer seiner Eltern spazieren und »Ich bin wieder zu Hause« rufen wird. Auch ich habe in diesem Alter x-mal geschworen, abzuhauen. Es auch wirklich vorgehabt. Zwei Mal bin ich nach heftigen Ohrfeigen von zu Hause weggerannt. Zwei Mal kehrte ich hungrig und in Sehnsucht nach Fernseher und eigenem Bett innerhalb weniger Stunden zurück. Doch je näher wir nun dem Ort kommen, umso größer wird dieses beklemmende Gefühl in meiner Brust. Und als wir schließlich die Autobahnausfahrt entlangschleichen und ich die so vertrauten Wiesen und Weiden sehe, bin ich mir nicht mehr so sicher, ob hier nicht doch etwas Schreckliches passiert ist.

Auch Tommy merkt man die Anspannung deutlich an. Er sagt keinen Ton, sondern blickt nur mit versteinerten Miene aus dem Fenster. Obwohl sich die Gemeinde komplett gewandelt hat, kommt mir die Gegend noch immer vertraut vor. An unserer ersten gemeinsamen Stammkneipe biegen wir schließlich ab, und trotz der zunehmenden Unruhe muss ich bei dem Gedanken an unsere wilden Partys schmunzeln. Ich bin in den vergangenen Jahren noch oft diese Strecke gefahren, schließlich wohnen meine Eltern nach wie vor in dem Ort. Doch komischerweise ereilen mich diese ganzen wehmütigen Gedanken auf dieser einen Fahrt. Je mehr ich versuche, sie zu verscheuchen, umso bunter und präziser kehren die Bilder von damals in meinen Kopf zurück. Tommy, Julia, der ganze Freundeskreis. Ja, sogar Bilder von Tina und dem

kleinen Mattes tauchen vor meinem inneren Auge auf, verschwinden aber auch genauso schnell wieder. Schließlich parken wir den Wagen auf dem Schulhof der Grundschule.

Hier haben die Kollegen ein kleines Einsatzzentrum eingerichtet. Von dort aus wird die Suche organisiert. Auch wenn ich die Schule mal besucht habe, kann ich mich nicht an die Räumlichkeiten erinnern. Schon zu diesem Zeitpunkt ist eigentlich klar, dass dieses Arrangement nur eine Übergangslösung sein kann. Wir überqueren die kleine Straße und treffen auf einen jungen Mann von der freiwilligen Feuerwehr. Nachdem wir uns vorgestellt haben, nickt er uns freundlich zu, sagt artig seinen Namen und ist dann doch mehr als enttäuscht, dass er uns nicht herumführen soll.

In der Turnhalle der Schule bringt uns ein Kollege der VUT auf den neusten Stand. Eine Hundertschaft beteiligt sich genauso an der Suche wie Hundeführer mit ihren Spürnasen. Tommy verspricht sogar, sich für weitere Unterstützung starkzumachen. Dann unterrichtet er den Direktor unserer Abteilung per Handy über den neusten Fortschritt. Es gibt keinen. Keine Entwicklung. Nichts. Der junge Feuerwehrmann kehrt mit zwei Pappbechern und einem Gebräu, das mit viel Phantasie als Kaffee durchgehen kann, zurück.

Gab es hier wirklich ein Verbrechen? Nach wie vor möchte ich glauben, dass wir als Mordermittler hier überflüssig sind. Doch irgendetwas irritiert mich. Was mir ganz und gar nicht gefällt. Also schüttele ich den Kopf und schiebe das Unbehagen nun doch auf den Todestag meiner Schwester. Zwingen meinen Verstand, sich über mein Bauchgefühl hinwegzusetzen. Es gibt bestimmt keinen Mord, keine Leiche, keinen Unfall. Nicht in unserem Örtchen. Nicht noch einmal.

Tommy scheint ebenfalls nicht überzeugt zu sein. Er zeigt sich interessiert, fragt nach kleinsten Details und lässt sich anhand einer Karte sämtliche Suchabläufe schildern. Mich nervt sein Getue. Nach einer halben Stunde brechen wir auf. Zunächst habe ich gehofft, wir würden zurückfahren. Am Abend steht noch die alljährliche familieninterne Gedenkfeier zu Ehren meiner Schwester auf dem Programm. Doch Tommy entwickelt offenbar einen selt-

samen Ehrgeiz. Als hätte der Ort ihn angesteckt. Warum passiert mit mir nicht dasselbe? Vielleicht bin ich immun dagegen, weil meine Familie mit mir erst in jungen Jahren hierhergezogen ist. Und ich insofern kein »echter« Einheimischer bin. Zum Glück, denn die hier üblichen Spitznamen wie Meyers-Pitt, Schmitzens-Jupp und Reuters-Hein waren mir schon immer zuwider.

Wir halten vor einem modernen Haus in einer Seitenstraße, die erst vor wenigen Jahren gebaut worden ist. Den Teil des Dorfes sehe ich zum ersten Mal, und seltsamerweise spüre ich eine gewisse Abneigung gegen die neuen Bewohner und wundersamen Neubauten meiner Heimat. Da die Kollegen bereits mit Timos Eltern gesprochen haben, halte ich Tommys Idee ebenfalls für reine Zeitverschwendung. Doch ich bin clever genug, meinen Mund zu halten. Als ich die Wagentür öffne, sehe ich ein Gesicht am Küchenfenster, und ich kann mir sehr gut vorstellen, wie unsere Ankunft auf die Johnens wirken muss. Dementsprechend wundert es mich nicht, wie aufbrausend Helmut Johnen uns die Tür öffnet.

Sein Gesicht ist rot angelaufen, seine Fäuste sind geballt. Doch er hat sich so weit im Griff, dass er es dabei belässt. Vielleicht ist der pure Hass, der uns entgegenschlägt, ja auch in Wirklichkeit Angst oder Verzweiflung. Johnen trägt einen mächtigen Bierbauch vor sich her, und sein unrasiertes Gesicht wirkt verquollen und müde. Er blickt mir tief in die Augen, als wolle er herausfinden, ob ich in der Lage bin, seinen Sohn zu finden. Schließlich wendet er sich ab. Tommy geht selbstbewusst auf ihn zu. Sein Gang erzielt die gewollte Wirkung. Johnen nickt und zeigt auf die offene Tür. Wir folgen ihm.

Aus der schlichten Einrichtung schließe ich, dass der Herr des Hauses einem guten, bodenständigen Job nachgeht. Die fast schon klinisch reinen Zimmer überraschen mich ein wenig. Doch ich vermute dahinter einen blinden Aktionismus der aufgebrachten Mutter. Yvonne sei mit dem Hund spazieren, erklärt uns Helmut Johnen auf eine seltsam sachliche Art. Er hat eine angenehme, monotone Stimme, die ich mir in einer schlaflosen Nacht als sehr förderlich vorstelle.

Tommy stellt dem Mann ein paar belanglose Fragen, bevor

er schließlich konkreter wird. Die Antworten sind alles andere als überraschend: »Nein, es gab keinen Streit«, »Timo ist doch so ein glücklicher Junge«, und: »Natürlich gibt es keinen Grund für ihn, wegzurennen«. Dann beschreibt uns Johnen ein weiteres Mal die Kleidung, die Timo getragen hat, dazu das Fahrrad und die Sporttasche. Tommy scheut sich auch nicht davor, das Thema häusliche Gewalt anzuschneiden. Natürlich muss das mehr als taktlos wirken, doch mein Schwager hat seine Methoden, Dinge zu erfahren, und bislang ist er damit gut gefahren. Johnen beruhigt sich schnell wieder – so gut es geht – und bietet uns sogar einen Kaffee an. Wir nehmen dankend an.

Als er zurückkehrt, jongliert er das Tablett auf der einen Hand und trägt in der anderen ein Fotoalbum. Uns werden diverse Aufnahmen von Timo gezeigt, und mein Gefühl, völlig fehl am Platz zu sein, wächst von Minute zu Minute. Dennoch werfe ich einen flüchtigen Blick auf Timo und erschrecke. Der Junge kommt mir sehr bekannt vor. Ich versuche, sein Gesicht einzuordnen. Ohne Erfolg. Schließlich wird die Haustür aufgeschlossen, und Yvonne Johnen mitsamt Labradordame Emma betritt das Haus. Emma begrüßt die Besucher mit einer feuchten Schnauze. Yvones Begrüßung fällt dagegen weitaus zurückhaltender aus. Aus sicherer Distanz wirft sie uns einen schüchternen Blick zu.

Tommy steht auf und stellt uns vor. Ein leichtes Lächeln huscht über ihr Gesicht. Nur ganz kurz, aber deutlich sichtbar. Auch ihre Züge kommen mir bekannt vor. Doch ich mache dafür die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrem Sohn verantwortlich. Sie wirft ihrem Mann einen verstohlenen Blick zu, dieser nickt, und sie verlässt das Wohnzimmer, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Meine Alarmglocken schlagen wie wild, und ich suche Blickkontakt zu meinem Kollegen. Tommy lässt sich wie immer nichts anmerken. Doch auch er hat die Situation richtig eingeschätzt und nickt mir unauffällig zu, als wir uns wieder hinsetzen. Irgendetwas ist faul, aber ich bezweifle, dass es mit dem Verschwinden des Jungen zu tun hat. Wir trinken unseren Kaffee aus und verabschieden uns, nicht ohne das routinemäßige Versprechen zu geben, alles Erdenkliche für Timos Wiederkehr zu unternehmen.

Tommy lächelt gequält, als wir wieder im Auto sitzen. »Mein

Gott, was ist denn aus der geworden?«, fragt er mich. Ich kann ihm nicht folgen, was mein Blick ihm zu verraten scheint. »Na, Yvonne«, fährt er fort. »Hast du sie nicht erkannt?« Ich krame in meinen Erinnerungen nach dem Namen Yvonne und werde schließlich fündig.

Ich erinnere mich an die zahllosen Abende, die wir mit unseren Freunden verbracht haben. Wir waren schon immer eine große Gruppe gewesen. Und es war ganz selbstverständlich, dass Partner und Partnerinnen immer integriert wurden. Ein Teil der Clique kannte sich von klein auf. Jonas, Sebastian, Richard, Tommy und ich bildeten so etwas wie die Urbesetzung. Mit diesen Jungs verbrachte ich meine Freizeit. Im Laufe der Jahre kamen auch Mädchen dazu. Zum Beispiel Julia oder Tommys große Liebe Lena, die allerdings irgendwann wieder von der Bildfläche verschwand. Natürlich treffen wir uns heute nicht mehr so oft, aber wenn, sind es immer noch feuchtfrohliche Abende.

Yvonne hat damals noch Pieczek geheißsen. Ich erinnere mich gerne an sie, umso schwerer fällt es mir, sie mit der schüchternen Frau von eben zusammenzubringen. Sie war in unserer gemeinsamen Jugend ein fröhliches junges Mädchen, das uns mit seinem polnischen Akzent und wunderbaren Späßen bei Laune gehalten hat. Damals ging das Gerücht bei uns um, Frauen aus den Ostblockstaaten seien besonders gut im Bett. Jonas, einer unserer guten Freunde, hat sie eines Tages mitgebracht. Sie waren über all die Jahre ein glückliches Paar. Dann hat er sie betrogen. Und sie ihn. In der Konsequenz, als beide von den Liebschaften des anderen erfuhren, war umgehend Schluss. Wie es in einer Freundschaft oft ist, fällt die Beurteilung einer solchen Situation eher subjektiv aus. Und so wurde Yvonne nicht mehr gesehen. Jonas erzählte irgendwann, er habe gehört, sie sei schwanger.

Jetzt bin ich so tief in die Erinnerung getaucht, dass ich das Klingeln von Tommys Smartphone erst nicht höre. Dabei ändern die folgenden Minuten alles. Erst als mich Tommy etwas unsanft anstößt, reagiere ich. Der Blick seiner Augen verheißt nichts Gutes.

»Sie haben sein Fahrrad gefunden«, flüstert er geschockt.

Genau in diesem Moment wird mir schlagartig klar, dass ich mich den ganzen Tag nur vor der Wahrheit verstecken wollte. Ich wollte nicht wahrhaben, dass unser geliebtes Dorf einmal mehr Schauplatz eines schrecklichen Unglücks werden sollte, und habe sowohl die Fakten als auch mein Bauchgefühl ignoriert. Nun werde ich unsanft auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt.

Auf der Fahrt zur Fundstelle schweigen wir. Das tun wir bei laufenden Ermittlungen oft, um in Ruhe unsere Gedanken zu ordnen. Tommy geht vermutlich sämtliche weiteren Schritte durch, die er in die Wege leiten wird. Ich beneide ihn wirklich nicht um diesen Job. Ich finde meine Puzzleteilchen eher in unsortierten Gedankengängen und würde dabei vermutlich die wichtigsten Schritte einfach vergessen. Tommy ist kein Tüftler und hält sich daher lieber an vorgegebene und bewährte Methoden. Wir durchfahren den gesamten Ort, vorbei am Sportplatz, und kommen schließlich an den Feldweg, der direkt in den Stadtwald führt. Langsam lenkt Tommy den Dienstwagen über den schmalen Pfad. Schon nach wenigen hundert Metern bleiben wir an einer provisorischen Absperrung stehen.

Ein junger Streifenpolizist winkt uns freundlich durch, nachdem Tommy ihm seinen Ausweis gezeigt hat. Wir fahren die kleine Straße entlang und sehen schon von Weitem das Blaulicht einiger Dienstfahrzeuge. Wir kommen gerade rechtzeitig. Ein Kollege steht etwa zehn Meter abseits des Weges, hebt das neongelbe Gefährt aus dem Gras und macht Anstalten, es an einen Baum zu lehnen. Johnens detaillierte Beschreibung des Fahrrads lässt wenig Zweifel zu, und so wundert es mich nicht, dass Tommy noch im Auto zu seinem Handy greift, um die Kriminaltechnische Untersuchung, die KTU, anzufordern. Hatten wir bislang noch die Hoffnung gehabt, Timo würde unversehrt zurückkehren, beschleicht uns nun ein sehr unangenehmes Gefühl. Ich glaube, in diesem Moment ist uns beiden klar, dass diese Geschichte kein gutes Ende nehmen kann.

Dennoch gehen wir die nähere Umgebung ab, suchen nach Brems Spuren oder Gegenständen, die auf einen Unfall hindeuten. Auch wenn die Straße für Autos nicht gedacht ist, heißt das noch lange nicht, dass sie nicht als solche benutzt wurde. Tommy

und ich sind genau an dieser Stelle vor etlichen Jahren selbst mit Motorrollern entlanggerast und haben mit unseren aufgemotzten Maschinen regelrechte Rennen veranstaltet. Ein Fahrrad haben wir zwar nie gerammt, aber zumindest dem ein oder anderen Spaziergänger oder Pilzsammler einen Heidenschreck eingejagt. Doch das Mountainbike ist in einem einwandfreien Zustand. Wenn es dennoch einen Unfall gegeben haben sollte, dann hat der Fahrerflüchtige ganze Aufräumarbeit geleistet.

Nichts deutet auf ein weiteres Fahrzeug hin. Das hohe Gras ist nirgends platt gedrückt, nur hier und da unter einem längst getrockneten Hundehaufen begraben. Ein buntes Graffiti lächelt uns von einem Meilenstein an und behauptet, dass Borussia Mönchengladbach ein Scheißverein ist. Auch wenn mein Herz notgedrungen für den Rivalen aus der Domstadt schlägt, kann ich die Ansicht des Sprayers nicht teilen. Schließlich spielt die Mannschaft vom Niederrhein einen ganz ansehnlichen Ball. Der Kollege ist mittlerweile auf den Weg zurückgekehrt. Er sieht noch recht jung, dafür aber extrem sportlich aus.

»Und?«, fragt Tommy.

»Na ja«, sagt der Mann zögerlich. »Also einfach hingefallen ist er da nicht«, fährt er fort. »Hier kann keiner entlangfahren. Das Gras ist zu hoch, und es gibt überall Wurzeln. Also wenn der Junge kein professioneller BMX-Fahrer ist, war er auf keinen Fall bis dahin auf dem Sattel.« Tommy nickt nachdenklich. Es ist also auszuschließen, dass Timo einfach von der Straße abgekommen ist.

»Also eine Gewalttat?«, will der junge Kollege wissen.

Tommy blickt ihn streng an, was nichts anderes zu bedeuten hat als: *Mach du deinen Job, wir machen unseren*. Doch er hat trotz aller Anspannung keine Lust, sich zu streiten. »Das können wir noch nicht sagen. Vielleicht wollte er das Fahrrad aus irgendeinem Grund loswerden«, erklärt er.

Natürlich ist das absurd. Ein zwölfjähriger Junge ist nicht in der Lage, ein Mountainbike zehn Meter weit in den Wald zu schleudern. Doch Tommy wird den Teufel tun, einem Streifenpolizisten erste Gedankengänge zu offenbaren. Auch der Kollege scheint an der Erklärung seine Zweifel zu haben, fragt aber nicht weiter nach.

So bitter der Fund des Fahrrades auch ist, er gibt uns immerhin erste wichtige Hinweise. Vor allem den, dass wir jetzt von einem Gewaltverbrechen ausgehen müssen. Die Ausreißertheorie ist so gut wie vom Tisch. Zum anderen haben wir entweder den Aufgriffsort gefunden oder den Ort, an dem ein Täter seine Spuren verwischen wollte. So oder so, es gibt also einen Täter. Dass wir an diesem Ort kein Blut gefunden haben, lässt uns noch ein kleines Fünkchen Hoffnung, Timo wohlauf zu finden. Die realistische Einschätzung sieht aber anders aus, das wissen wir. Timos Überlebenschance sinkt von Minute zu Minute. Doch Aufgeben gibt es im Job eines Polizisten nicht. »Immer weiter, immer weiter«, sagte einst schon Fußball-Titan Oliver Kahn. Und genau das Motto haben wir uns auch auf die Fahnen geschrieben. Wir blicken uns vielsagend in die Augen und geben uns so das Versprechen, Timo zu finden. Egal, wie. Egal, wo.

Am frühen Abend rufe ich Julia an, die an meiner Stimme sofort erkennt, dass etwas vorgefallen sein muss. Ich bitte sie, die Zwillinge in die Obhut einer befreundeten Nachbarin zu geben und alleine zu meinen Eltern zu kommen. Ich will die Kinder nicht meinem Gemütszustand aussetzen. Tommy organisiert für die nächsten Tage einen Besprechungsraum. Er fordert bei unserem Direktor weitere Unterstützung an und macht sich mit den nächsten Ermittlungsschritten vertraut. Vermutlich besucht er an diesem Abend ein weiteres Mal die Johnens. Ich verabschiede mich, verspreche Tommy, an der Frühbesprechung um halb acht teilzunehmen, und gehe zu Fuß zum Haus meiner Eltern.

Der kleine Spaziergang tut mir gut, schon allein, weil ich für mich bin. Ohne Ablenkung nehme ich die Umgebung ganz anders wahr. Intensiver. Erstmals merke ich, dass jede Kleinigkeit mich an eine Geschichte meiner Vergangenheit erinnert. Ich ahne, dass wir die Vergangenheit besser ruhen lassen sollten. Doch das ist uns von Berufs wegen nicht möglich. Zudem reicht die kurze Strecke, dass ich mich an die Sommernacht erinnere, in der der kleine Mattes verschwunden ist. Ich erinnere mich an den Weg, den ich damals gegangen bin.

Wir haben in einer Scheune zwischen den frisch abgeernteten Feldern gefeiert. Der Schuppen gehörte Jonas' Eltern, und

sie war für unsere Abende ideal. Keine Menschenseele weit und breit. Ein verlassenes Gebäude mitten im Niemandsland. Ein alter Strahler, eine Musikanlage und ein surrender Kühlschrank hingen an einem Generator. Nur wenige Kilometer entfernt gab es einen kleinen Wald, in dem wir so manche Mutprobe absolvierten. An diesem Abend bin ich irgendwann sturzbetrunken nach Hause getorkelt. Ich dachte, die frische Luft könnte mich wieder etwas ausnüchtern, und nahm daher den Umweg an der Erft in Kauf. Ich kann mich an den Abend so genau erinnern, weil er einen Riesenstreit ausgelöst hat. Zum einen mit meinen Eltern, die den abgebrochenen Schlüssel im Schlüsselloch alles andere als lustig fanden, zum anderen habe ich mich, was sonst nie vorkam, heftig mit Tommy gestritten. Ich weiß nicht einmal mehr, worüber. Nur dass er mir damals eine verpasst hat. Meine Erinnerung besteht mehr aus einem sehr unangenehmen Gefühl als aus Details. Und je mehr ich mich auf die Situation zu konzentrieren versuche, umso unechter wird sie.

Als ich vor der Haustür meiner Eltern stehe, verscheuche ich die Gedanken. Der Abend wird bedrückend genug werden. Obwohl ich noch einen Hausschlüssel besitze, klinge ich. Das habe ich mir so angewöhnt und empfinde es in meinem Alter als richtig. Mein Vater öffnet mir die Tür. Er sieht schlecht aus, ist über Nacht gealtert und drückt mich fest an sich. Das Verschwinden des Jungen ist offenbar auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen, denn normalerweise vermeidet er Körperkontakt zu mir. Er trägt nach all den Jahren noch immer dasselbe Aftershave. Früher habe ich es gehasst, gerade gibt es mir ein seltsames Gefühl von Geborgenheit. Mein Vater ist ein großer, schlaksiger Mann, der bis vor wenigen Jahren noch Schüler in Englisch und Mathe unterrichtet hat. Seine blonden Haare sind mittlerweile weiß, und eine leichte Kugel zeichnet sich unter seinem Pullover ab. Er muss geahnt haben, dass der verschwundene Junge auch in mir Erinnerungen geweckt hat. Er greift an meine Schulter und schiebt mich ins Wohnzimmer. Meine Mutter kommt aus der Küche und umarmt mich. Sie schluckt hörbar, bevor sie mir einen Kuss auf die Wange drückt.

»Hast du was damit zu tun?«, fragt mein Vater, als wir uns

an den großen Eichentisch setzen. Die Frage hat er mir schon vor knapp zwanzig Jahren gestellt, als er wissen wollte, wer den Geräteschuppen am Sportplatz in Brand gesetzt hat. Ich ziehe die Mundwinkel hoch und schaue ihn an. Dann nicke ich fast schon unmerklich. Meine Mutter hat in Windeseile Teilchen und Limonade hervorgezaubert, und ich frage mich, ob ihr bewusst ist, dass ich keine zwölf mehr bin und wir eigentlich zum Abendessen verabredet sind. Das Gebäck lächelt mich dennoch verführerisch an.

»Du ermittelst in deinem eigenen Ort?«, hakt mein Vater erstaunt nach und blickt sich suchend nach Mutter um, die aber in der Küche klappert. Ich nicke. Ich sehe das Unbehagen in seinem Gesicht. Das gefällt ihm gar nicht. »Darfst du das?«, fragt er nach einer kurzen Pause. »Ich meine, wegen der Befangenheit«, erläutert er. Ich schüttele den Kopf. Es ist nicht davon auszugehen, dass der Täter, falls es einen gibt, in irgendeiner Form mit mir zu tun hat. Meine Mutter kehrt mit einigen Tellern und Besteck zurück und beginnt, den Tisch zu decken. »Gehen wir eine rauchen«, schlägt mein Vater vor. Es ist irgendwie seltsam. Jahrelang hat er vergebens versucht, mich vom Rauchen abzuhalten. Heute lädt er mich dazu ein, obwohl er weiß, dass ich die Stängel nicht mehr anfasse. Aber ich verstehe seinen Wink mit dem Zaunpfahl und folge ihm in den Garten. Er bietet mir eine Zigarette an, zieht die Packung aber wieder zurück. Dann legt er seine Hand zum zweiten Mal an diesem Tag auf meine Schulter und blickt mir tief in die Augen.

»Junge, ich weiß, du machst einen guten Job«, erklärt er, und ich bin nun wirklich irritiert. Will er mir einen Vortrag halten? »Du solltest den Fall von damals ruhen lassen«, sagt er schließlich. »Er wird nur zu viele schlechte Erinnerungen wecken.« Natürlich weiß ich, dass ich auf seinen Rat hören sollte. Doch ich kann nicht anders. Mir ist bereits in dieser Sekunde klar, dass ich ihn schwer enttäuschen werde. Ich nicke und betrete wieder das Wohnzimmer.

Julia ist inzwischen eingetroffen, und ich bin glücklich, sie zu sehen. Sie ist der ruhende Pol meines Lebens. Sie nimmt mich in den Arm und drückt mich. Ich weiß, dass es sie brennend

interessiert, doch sie stellt mir zu den Ermittlungen keine einzige Frage. Seltsamerweise kommt an diesem Abend meine Schwester nicht zur Sprache. Obwohl wir uns ja wie jedes Jahr zu ihrem Todestag versammelt haben. Zwar unterhalten wir uns auch sonst an diesen Gedenkfeiern über alles Mögliche, über das man auch sonst so redet, doch irgendwann kommen immer die sentimentalen Fragen: »Wisst ihr noch, wie Tina ...?« An diesem Abend nicht. Es herrscht eine seltsame Anspannung, und selbst als wir den Nachtschisch verspeist und einige Flaschen guten Wein intus haben, wird die Stimmung nicht besser. Wir schweigen uns seltsam an und werfen uns verstohlene Blicke zu. Ich komme mir vor wie ein Teenager, der gerade erst den potenziellen Schwiegereltern vorgestellt wird.

»In der Nacht, als Mattes verschwand«, fange ich plötzlich an. Mein Vater wirft mir einen bösen Blick zu und schaut dann meine Mutter an. Ich zögere einen Moment. »Ich habe mich damals mit Tommy gestritten.« Ich blicke erwartungsvoll in die Runde. Keine Reaktion. »Ich kann mich nicht mehr erinnern, worum es ging.« Ohne Ankündigung steht Mutter auf und räumt den Tisch ab. Julia zuckt mit den Schultern und hilft meiner Mutter. Mein Vater legt seine Hand auf meinen Arm und drückt zu.

»Ihr wart in dasselbe Mädchen verliebt.«

In den folgenden Tagen gehen wir geradezu durch die Hölle. Ich habe Tommy nie zuvor so angespannt erlebt. Ich mache mir regelrecht Sorgen um seinen Gesundheitszustand. Fast befürchte ich, das Handy könnte bereits an seinem Schädel festgewachsen sein und nur noch operativ entfernt werden. Tommy entwickelt sich zunehmend vom Ermittler zum Vermittler. Und das in alle Richtungen. Ob Presse, Familie, Kollegen oder Bevölkerung. Er versucht, alles unter einen Hut zu bringen, eilt von Termin zu Termin und kommt gar nicht dazu, seinem eigentlichen Job, dem Ermitteln, nachzugehen.

Ich versuche, ihm so viel wie möglich abzunehmen. In dieser Zeit sehe ich die Johnsens öfter als meine eigene Familie, und es wundert mich nicht, dass Emma auf mein Ankommen nicht einmal mehr reagiert. Tommy leiert der Direktion weitere Hundert-